

*Thomas Gutknecht*

## **Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben.**

Hintergrundinformationen und Reflexionen zum gleichnamigen sehr lesenswerten Buch des französischen Philosophen André Comte-Sponville (auf Einladung der Wirtschaftsgilde, 24. Oktober 2004 in Urspring)

Über eines meiner Lieblingsbücher sprechen und dafür werben zu dürfen, ist das Ü-Tüpfelchen auf die Freude, wieder einmal mit Ihnen zusammen zu sein. Ich möchte Ihnen aber das Buch nicht einfach nur so ans Herz legen; womöglich haben es viele von Ihnen sogar schon gelesen. Ich möchte etwas zum Hintergrund sagen und ein paar Betrachtungen anstellen - sowohl zum Inhalt des Buches als auch zum Unternehmen im Ganzen, warum nämlich Comte-Sponville eine Tugendlehre vorlegt und wie er damit auf eine uralte ethische Perspektive zurückgreift. Denn das Buch steht ja in einer sehr alten Tradition, die derzeit ganz offenkundig auch von anderen Autoren wiederbelebt und sozusagen rehabilitiert wird.

Tugendbreviere gehören in den weiten Bereich der praktischen Philosophie, der Moralphilosophie und Ethik. Und hier vollzieht sich derzeit ein großer Wandel, weg von der intellektuell nötigen Prinzipienethik, die vermeintlich bloß angewandt werden braucht, angewandt in sogenannten Bereichsethiken. Statt dessen kommt wieder die aus der Antike bekannte Lebenskunstlehre zu Ehren. Die Prinzipienethik der Neuzeit scheint am Ende, zumindest an ihren Grenzen angekommen. Die Lebenskunst treibt neue Blüten. -

Aber der Reihe nach.

Vor knapp 10 Jahren hat André Comte-Sponville verschiedene kleine Traktate zu einem Buch zusammengefügt, die sich an eine breite Leserschicht wenden, und zwar in doppelter Hinsicht. Zunächst spricht ein Philosophieprofessor der Sorbonne eine nichtfachliche Öffentlichkeit an. Es ist ja gar nicht so einfach und daher durchaus erwähnenswert, wenn jemand anspruchsvolle Themen in einer mitreißenden Form behandelt. In den 18 geistreichen Kapiteln ist es unserem

Autor zweifellos, ja mit Bravour gelungen, Lust auf Tugend zu vermitteln. Man sieht den Texten an, dass es dem Autor, wie er freimütig bekennt, ein Vergnügen war, sie zu schreiben. Trotz aller gedanklichen Fülle bleibt auch das Lesen stets ein Genuss, auch in der Übersetzung.

André Comte-Sponville ist, wie der Name verrät, französischer Zunge, 1955 in Paris geboren und lehrt in der Metropole - wie gesagt - als Professor für Philosophie an der berühmten Sorbonne auf dem Lehrstuhl seines Ziehvaters und Lehrers Vladimir Jankélévitch. Es ist selten genug, in Frankreich allerdings wahrscheinlicher, dass Universitätslehrer in der Öffentlichkeit so präsent sind, dass ihre Orientierungskompetenzen auch wahrgenommen werden. Wie der berühmte Marc Sautet, der die erste Philosophische Praxis in Frankreich gründete und das sogenannte Philosophische Café erfand, gehörte Comte-Sponville zu jenen damals jüngeren „Großstadtphilosophen“, die nicht in der Akademie allein verbleiben wollten, sondern auf der öffentlichen Bühne mit allen gesellschaftlichen Gruppierungen das Gespräch gesucht haben. Wissenschaft, aber erst Recht die Philosophie, hat einen Sitz im Leben.

Zumal in Frankreich findet Philosophie nicht nur im philosophischen Seminar statt, sondern von den Wissenschaften bis zur Politik überall, wo Orientierungskrisen zu bewältigen sind. Als akademisches Fach wird von ihr ein Nutzen erwartet. Er besteht darin, dass es in unserer öffentlichen Kultur den Beistand professioneller Reflexionsexperten braucht. Professionalität besteht aber nicht im Expertentum in Sachen Philosophiegeschichte und esoterischer Terminologie, vielmehr gerade in der Geistesgegenwart und der verbindlichen Sprache. Karl Kraus karikierte den typisch deutschen Gelehrten einmal böse so: Er war ein Fachidiot, und das in allen Fächern. Der französische Typ des Intellektuellen ist völlig undiszipliniert: Diese kümmern sich wie Sartre oder Camus, Derrida oder Foucault herzlich wenig um Fachgrenzen, ja sie beachten nicht einmal die Grenze zwischen Literatur und Wissenschaft, Dichtung und

Philosophie. Es wird öffentlich philosophiert, und das mit allen sprachlichen Mitteln.

Ich sagte, das Buch ziele auf eine breite Leserschaft in doppelter Bedeutung. Dazu gehört – wie ich bereits sagte -, dass keine Fachsprache gesprochen wird, die Unkundige ausschließt. Der zweite Grund für den denkbar weiten Adressatenkreis wird von Comte-Sponville selbst mit einer gehörigen Portion Ironie so ausgesprochen: „Dieses Buch über die Tugenden wird nur denen nützen, denen Tugend fehlt, was ihm ein ziemlich breites Publikum beschert und was auch den Verfasser entschuldigen soll, sich - nicht trotz, sondern wegen seiner Unwürdigkeit - daran gewagt zu haben.“ Mehrfach betont Comte-Sponville, dass wenn wir alle die Liebe täten, es keiner Tugenden bedürfte. Genauer gesagt, dann wäre jede Tugend bereits überboten. Tugenden sind sozusagen der Ersatz, der nötig ist, wo es an Liebe fehlt. Tugend ist Antwort auf die menschliche Schwäche. Ein Engel, der nicht verwundet werden kann, braucht auch nicht tapfer sein. Tapferkeit spiegelt Verwundbarkeit, ein Mut, der das persönliche Risiko nicht scheut, aber natürlich auch nur erforderlich ist, weil es ein solches Risiko gibt.

Dem Engel bleibt Feigheit erspart. Tugend setzt Menschlichkeit im biologischen Sinn voraus. Erst mit der Tugend wird biologische Menschlichkeit zu einem ethischen Niveau gebracht. Tugend führt zur Menschlichkeit der Allzumenschlichen. Das Gegenteil zur biologischen Menschlichkeit ist das *Nicht*menschliche, das der ethischen Menschlichkeit das *U*menschliche. Tugend bewahrt menschliche Wesen davor, die Menschlichkeit zu verletzen.

Im Himmel, wo die Liebe die alles bestimmende Wirklichkeit ist, bedarf es solcher Vorläufigkeiten nicht mehr. Im Himmel ist die Tugend wertlos, weswegen solche, die ihren höchsten Wert in ihrer eigenen Tugendhaftigkeit sehen, vom Himmel etwas enttäuscht sein könnten. Der Himmel belohnt die Tugend nicht, sondern legt sie ad acta. Im Himmel herrscht Freude über die verloren geglaubten Schafe, hoffentlich auch bei denen, die stolz darauf sind, schon immer auf rechten Seite gestanden zu haben. Tugend ist etwas so Vorläufiges wie die Kirche oder die

Sakramente. Doch die Tugenden selbst haben auch nochmals ihr Vorläufiges, nämlich die Höflichkeit.

In den Schulen wird neuerdings Klage geführt, dass es sogar an diesen elementaren Dingen wie einfacher Höflichkeit fehlt. Ein moderner Knigge soll Abhilfe schaffen. Viel wird geklagt. Unser Autor tut das nicht. Er klagt nicht, sondern verweist auf die Attraktivität der Werte. Er droht nicht mit den schrecken künftiger Gewalttaten, noch echauffiert er sich über den Dambruch der Tabulosigkeit und der Überschreitung von Ekelgrenzen in den Medien oder unter Politikern. Überall, aber besonders in diesem Punkt wird spürbar, dass Comte-Sponville von Spinoza inspiriert ist. Spinoza ist der von ihm am meisten zitierte Philosoph. Wie sein Vorbild hält er es nicht für nützlich, das Laster, die Sünde, das Böse anzuprangern. Man kann ohnehin nur bei sich selber anfangen. In der Tat hat er es geschafft, ein Buch über Moral zu schreiben ohne zu moralisieren. Moralisierende Leute hat man ja auch nicht gern. Ein molarisierendes Buch wäre nicht über 500 000 mal verkauft und in 25 Sprachen übersetzt worden!

Der sicher über Stuttgart hinaus bekannte Manfred Rommel sagte einmal, jeder Mensch habe eine Beziehung zu Moral und Ökonomie. Moralisch sei er in Bezug auf andere, ökonomisch in Bezug auf sich. Wer die Kosten der Moral immer andere tragen läßt, ist Moralist. Wenn ich sie selber trage ist das Moralität.

Moral äußert sich gewöhnlich in Sätzen, die man normativ nennt, weil sie Normen benennen. Normen werden in so genannten Sollensforderungen formuliert. In Sollensforderungen mündet zum Beispiel die Ethik Kants. Der höchste Begriff ist dort, neben dem einzigen, was es verdient, gut genannt zu werden, dem Willen, die Pflicht. Gut ist der Wille, der will, was man soll. Und zwar soll das Gesollte so verstanden werden, als wäre es Gesetz. Zwar nicht Naturgesetz, aber doch Sittengesetz, ein Gesetz der Freiheit. Wir aber tun uns schwer, das Müssen als Freiheit zu interpretieren. „Kein Mensch muss müssen“, heißt es bei Lessing, und so vermittelt unser schwäbischer Landsmann Friedrich Schiller, indem er, durchaus

Kantianer, etwas von dessen preußischer Härte nimmt. Erlauben Sie mir, auch im Ausblick auf das kommende Schiller-Jahr (1805 / 2005; 200. Todestag) ein längeres Zitat:

*„Kein Mensch muss müssen« sagt der Jude Nathan zum Dervisch, und dieses Wort ist in einem weiteren Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist das Gattungsmerkmal der Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; der Vorrang des Menschen ist bloß, dass er mit Bewusstsein und Willen vernünftig handelt. Alle anderen Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.*

*Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn [den Willen] auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie [die Gewalt] feiger Weise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg.*

*Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.*

*In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahllosen Kräften, die alle ihm überlegen sind und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicher Weise seine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Herr zu werden. Gegen alles, sagt das Sprichwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen sein, welches will, wenn es auch nur einen Fall gibt, wo er schlechterdings muss, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, was er nur muss und nicht will, wird wie ein Gespenst ihn begleiten und ihn, wie auch wirklich bei den mehresten Menschen der Fall ist, den blinden Schreckenissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behilflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.“*

Ich kann jetzt nicht länger aus diesem Text über das Erhabene zitieren. Ich fasse nur in meinen Worten zusammen, was Schiller aus dem Gesagten folgert und schließt: Wir gewinnen neue Freiheit, wenn wir lernen, uns freiwillig dazu zu bestimmen, wohin es mit unserer Endlichkeit geht. Kurz, man kann in die Sterblichkeit einwilligen und damit auch noch den Tod zur eigenen Tat machen. Ich spreche nicht vom Suizid, sondern vom Übernehmen der eigenen Sterblichkeit. Aus dem Sollen wird, wenn wir nur wollen, was wir sollen, ja sogar, wenn wir uns zu eigen machen, was wir naturgemäß müssen, unversehens ein Dürfen. Kein anderes Lebewesen kann „Dürfen“, denn das Dürfen setzt gerade die Freiheit voraus, die da zum Vorschein kommt, wo etwas gesollt wird und wo man mit seinem freien Willen mit einer Notwendigkeit konfrontiert wird. Wer gerufen ist, so und nicht anders zu handeln, der könnte zwar anders, aber er nimmt sich die Freiheit, zu tun, was er soll. Er bestimmt sich damit selbst, indem er sich an Gründe bindet, die nicht in der Natur, sondern in der Vernunft liegen. Das allein macht die subjektive Würde eines Menschen aus.

Ich komme auf Kant zurück: Kant zufolge steht also im Mittelpunkt der Ethik das Sittengesetz, das Sollen. Diese ethische Perspektive nennt man deontologisch. Ihr Anspruch konnte nicht verhindern, was man die Katastrophen der europäischen Kultur nennt, symbolisch sichtbar in der räumlichen Nachbarschaft von Weimar und Buchenwald. Der sittliche Imperativ war ohne Wurzel in den Menschen. Denn er ist Befehl der Vernunft an die Natur.

Wenn Comte-Sponville von Moral spricht, dann nimmt er Bezug auf eine ältere Tradition. Diese ältere Tradition reicht zurück bis in die Antike. Die Frage der Alten lautete nicht: Was soll ich tun? So fragt ja nur der neuzeitliche Moralismus. Die alten Lehrer fragten nicht nach dem Sollen, sondern nach menschlichem Wollen: was will ein Mensch eigentlich und letztlich? Diese Sichtweise setzt an bei der Natur des Menschen, bei seinen Interessen und bei seinem Vermögen, d.h. seinen Fähigkeiten, seinem Charakter. Verglichen damit hängen die Sollensforderungen der kantischen Moral gewissermaßen in der Luft. Während bei

Kant die Vernunft befiehlt, beratschlagt sich bei den Alten die Natur mit der Vernunft. Dass die Vernunft befiehlt, hat mit einer Horizontveränderung zu tun. Zwischen Sokrates und Kant liegt ein Ereignis, das viele Verhältnisse revolutionierte. Mit dem Christentum kam allererst das Problem des Willens in die Philosophie hinein. Die Antike kennt nur den Gegensatz von Vernunft und Leidenschaft, die Folgezeit aber die Differenz von Gehorsam und Rebellion. Beim Unterschied von Vernunft und Leidenschaft geht es um die richtige Ordnung im Selbstsein, eben auch um Lebenskunst. Beim Dialog von Schöpfer und Geschöpf steht weit mehr auf dem Spiel. Hier bricht die Transzendenz in die Welt hinein und ruft den Menschen an, sich zu übersteigen. Man fragt jetzt nicht mehr, wie sich das Ich integrieren lässt, sondern wie es möglich ist, zu glauben und zu lieben, also das Leben zu finden durch die Bereitschaft, es einem anderen zu überlassen.

Die alte Fragestellung zielte auf Lebenskunst. Die zugrundeliegende Frage war: wie kann das Leben gelingen? Das Wort für das Gelingen des Lebens, für das gute und geglückte Leben war Eudaimonia. Daher nennt man dieses Konzept „eudaimonistisch“. Aber das Sollen war vernünftigerweise mit dem Wollen verbunden. Moralischer Rat war nicht ein Imperativ, ein Befehl, sondern ein Angebot. Wie könnte ein Rat ein Befehl sein? Wenn Menschen zu sehr ans Gehorchen gewöhnt sind, werden sie zunehmend beratungsunfähig und beratungsresistent. Auch das spricht gegen den autoritären Entwurf der Ethik aus dem Sittengesetz. Gott, wie wir ihn heute denken, vorausgesetzt wir lassen ihn gelten, verpflichtet ja auch nicht bei Androhung von Strafen auf sein Gesetz. Moderne Theologen sprechen von Einladungen, von Wegweisung. Es müsse in den 10 Geboten nicht heißen: „Du sollst nicht!“, vielmehr: „Du hast es doch nicht nötig...“ - Doch auch das ist nicht unser Thema.

Im Rahmen der antiken, eudaimonistischen Ethik, die fragt, was wir eigentlich wollen und - von da aus gesehen - vernünftigerweise sollten, kommt dem menschlichen Vermögen, den Haltungen und den entsprechenden Fähigkeiten

große Bedeutung zu. Spätestens jetzt muss das Stichwort „Tugend“ fallen. Das griechische Wort hierfür heißt *Arete*, das lateinische *Virtus*, französisch *vertu*.

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel „Petit traité des grandes vertus“, in etwa „Kleine Abhandlung der großen Tugenden“. In der deutschen Ausgabe, die der Rowohlt-Verlag herausgebracht hat, findet sich der Original-Titel nur noch im Untertitel angedeutet: „Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte“. Offenbar steht der Name Tugend in Deutschland zu mehr im Verdacht oder gar in Verruf als dass das entsprechende Übersetzungswort für *vertu* gebraucht werden könnte. Hingegen steht der Begriff „Wert“, der ursprünglich von der Ökonomie in die Moral kam, bei uns noch hoch in Geltung. Gänzlich neu ist der Haupttitel: „Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben.“

Ich halte diesen neuen Titel für ausgezeichnet und für eine gute Wahl. Erstens ist er sachrichtig. Zweitens ist das passend für das Land der notorischen Zweifler und Selbstzweifler. Besonders gelungen finde ich den Hinweis auf das Unzeitgemäße. Es ist die indirekte Bezugnahme auf höchste Aktualität. Denn Unzeitgemäßes ist eigentlich immer an der Zeit. Was als „unzeitgemäß“ bezeichnet wird, ist gerade das, was jetzt im Moment fehlt, was in einer ganz bestimmten Zeit nicht gesehen wird, aber gleichsam vom Ganzen her notwendig dazugehört.

Das Zeitgemäße ist die Mode, das vordergründig Aktuelle. Im Vergleich dazu könnte man meinen, sei das Unzeitgemäße das, was alt, was vergangen, was überwunden wurde. Wer mit dem Strom schwimmt, geht mit der Zeit. Aber zu jeder Zeit gehört auch deren ganz bestimmte Not. Wer diese Not wenden will, muss gegen den Strom schwimmen können und wird verwiesen an das Notwendige, mithin also an das Unzeitgemäße. Der Verlag ermuntert mit seinem Titel also dazu, sich zu lösen von dem, was gerade dran ist, um doch bitte einmal auszuprobieren, ob nicht Unzeitgemäßes hilfreich wäre.

Die Not der Zeit wäre mithilfe einer Zeitdiagnose darzustellen. Aber ist das überhaupt erforderlich? Man muss nur über wenig leidempfindliche Vernunft verfügen, um zu sehen was ist.

Nochmals: Hinter dem Titel "Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben" verbergen sich Gedankengänge, wie sie zeitgemäßer eigentlich nicht sein könnten. Philosophisch sehr fundiert bietet der Autor eine attraktive Relecture der klassischen Tugendlehre. Es war schon immer üblich, die Tugenden in sogenannten Kanones, in Katalogen aufzulisten. Berühmt geworden ist etwa die Liste der Tugenden bei Aristoteles, und zwar gemäß der Nikomachischen Ethik.

... (an dieser Stelle freier Bericht über des Aristoteles Tugendlehre)

Jede Zeit findet sich in ihren Tugendkatalogen wieder. Diese drücken nicht nur aus, was als Wert gehandelt wird, sondern eben auch, woran es mangelt, wessen man in besonderer Weise bedarf.

Häufig ergänzen sogenannte Lasterkataloge oder Sündenregister die Positivlisten. Übrigens hat auch Comte-Sponville sich hierzu schon einschlägig geäußert. Lautet der klassische Kanon von Lastern bzw. sogar der „sieben Todsünden“ auf:

<i>Neid (invidia)</i>	<i>Stolz (superbia)</i>
<i>Zorn (ira)</i>	<i>Wollust (luxuria)</i>
<i>Völlerei (gula)</i>	<i>Geiz (avaritia)</i>
<i>Trägheit (acedia)</i>	

so bei Comte-Sponville im Anschluss an die Siebenzahl:

*Egoismus*

*Grausamkeit*

*Feigheit*

*Misstrauen*

*Desinteresse*

*Fanatismus*

*Faulheit*

Lasterkataloge sind in etwa die Negativfolie zur Tugendlehre, was sich aus der inneren Struktur der Tugendtheorie des Aristoteles entwickelt hat.

Zur Erläuterung muss ich kurz erinnern, was Aristoteles in der Nikomachischen Ethik sagt.

(Name der Nik. Ethik, Tugend = Arete, Tüchtigkeit / Tauglichkeit  
im Hinblick auf den Menschen als Menschen

defacto: Lebensführungskompetenzen

Ihre Struktur: Mitte zwischen Aspekten, die absolutiert leicht ins Lasterhafte umkippen:

Beispiele

(... frei vorgetragen)

Zu jeder Tugend gibt es im Grunde zwei Untugenden. Das liegt an der Komplexität der Tugend als menschlicher Richtigkeit. Im Grunde gibt es nur dieses eine Richtigsein des jeweiligen Menschen in seinem Sein, und daraus folgen, je nach Situation und Erfordernissen, konkrete Handlungen.

Hier gibt es übrigens einen bemerkenswerten Unterschied, eine eklatante Differenz zwischen antiker und moderner Tugendlehre, wie sie in unserem Buch geboten wird. Für den antiken Philosophen folgt das Handeln aus dem Sein der Person, sozusagen aus der charakterlichen Substanz. Deshalb hatte die antike Tradition auch zwei wichtige Fragen zu lösen: nämlich ob nicht Tugendhaftigkeit nur im Singular zu denken sei, das heißt, ob nicht alle Tugenden letztlich nur Aspekte der einen Tugend schlechthin sind. Die praktische Konsequenz der theoretischen Überlegung ist: ist es möglich, dass ein Mensch, und zwar als Folge von Tugend,

zwar gerecht, aber zugleich feige handelt? Wenn doch Gerechtigkeit und Tapferkeit Aspekte der einen Tugendhaftigkeit sind, kann man nur tapfer und gerecht zugleich sein. Es gibt demnach Gradunterschiede in der Tugend. Aber wer tatsächlich feige ist, handelt, wenn er Gerechtes tut, dennoch nicht aus Tugend. Es sieht nur so aus, als handelte ein Gerechter. Für die Modernen zählt der Akt, das Sein der Person tritt dahinter zurück. Nicht am Gerechten wird sichtbar, was gerecht handeln heißt, sondern aus der Handlungslogik selbst wird ermittelt, wie zu handeln sei.

Die zweite Frage war, ob Tugend lehrbar sei und wenn ja, wie sie zu lehren und zu lernen wäre.

Diese Frage umgeht der Ansatz der modernen Tugendethiker. Der Unterschied zur Antike ist unübersehbar. Modern wird Tugend als Kraft gedacht, funktionell interpretiert, auf einzelne Handlungsarten bezogen. Demnach gibt es nicht gerechte Menschen, sondern gerechte Handlungen, deren Leitbild die Vorstellung von Gerechtigkeit ist. Diese Tugendlehre ist mehr am Begriff als an der Person ausgerichtet. Sokrates konnte noch sagen: was gerecht ist, sieht man an dem, was ein Gerechter tut. Dies wagen wir heute nicht mehr zu sagen. Wir orientieren uns nicht am Sosein einer Person, sondern an Regeln, die sich aus der Analyse eines Wertes ergeben. Nicht das Vorbild eines Gerechten, sondern die Idee der Gerechtigkeit liegt dem Streben zugrunde, das der Gerechtigkeit zur Wirklichkeit verhilft. Natürlich ist, wie unser Autor sagt, diese Kraft Menschlichkeitskraft. Menschlichkeitskraft bewahrt davor, sich wie ein Unmensch zu gebärden.

Weil Tugend heute das Bemühen um ein spezifisches Verhalten ist, wird die Frage nach der Einheit der Tugend entsprechend negativ entschieden. Comte-Sponville sagt ausdrücklich, man könne nie alle Tugenden auf einen Ursprung zurückführen. Dieser Ursprung war einst die sittliche Person. Doch solche Fragen gehen jetzt zu sehr ins Detail einer Fachdebatte, so wichtig sie für den Alltag auch sind.

Ich komme deshalb wieder auf unser Buch zurück. Mir scheint im Anschluss an das bereits Gesagte zweierlei sehr interessant. Einmal korrespondiert die Tabelle der Tugenden mit der der Laster bei Comte-Sponville zumindest im Ansatz. Ich erinnere: Würden wir lieben, wären die Tugenden nicht nötig. Im krassen Gegensatz zur Liebe als Sorge um den Anderen, bei dem, wenn ich nur wirklich liebe, ja dann das Schwergewicht meiner selbst liegt, - der krasse Gegensatz dazu wäre der Egoismus. Egoismus ist die Unfähigkeit, den anderen als ihn selber, als diesen anderen, wirklich wahrzunehmen. Der andere Mensch erscheint nur als Teil der eigenen Welt. Das Du wird, wollte man es noch deutlich ausführen, nicht so ernst genommen wie das eigene Ich. Damit beginnt die Schräglage, in der aus Du auch schon zum bloßen Es wird, ein Er oder eine Sie als mein Objekt. Das schlägt natürlich zurück auf die Qualität des Ich. Das Ich, das wirklich Du sagt und in es hineingeht oder es in sich hineinlässt, ist ein personhaftes Ich. Das Ich hingegen, das immer Zentrum seiner Welt ist und alles Begegnende auf die eigene Bedürfnisstruktur zurückstuft, wird selbst zu einem Quasi-Es. Das Personhafte schwindet. Egoismus ist zu unterscheiden von der richtigen Selbstsorge und Selbstliebe. Bei der Selbstliebe geht es um eine Liebe, mit der man auch sich selber das Wohl will. Dagegen ist nicht das Mindeste einzuwenden. Aber Liebe ist unteilbar, und daher solidarisiert die Selbstliebe im Unterschied zum Egoismus. Dieser spaltet. In einem jüdischen witz zur Frage „Was ist Ethik?“ heißt es, dass ein Schneider seinem Sohn erklärte: „Siehst Du, ich verkaufe eine Hose. Die geht über den Ladentisch wie das Wechselgeld. Und als der Kunde weg ist, sehe ich: der hat das Wechselgeld vergessen einzustecken. Pass auf! Jetzt beginnt die ethik: Frag ich mich: Behalt ich dasd Geld oder teile ich es mit meinem Kompanion?“

Comte-Sponville stellt mit vollem Recht die Liebe vor alles andere und er erkennt daher im Egoismus die Ur-Form des Bösen. Selbstliebe ist eine Spielart der Liebe. Egoismus sieht nicht nur die anderen nicht, sondern auch in völlig verfehlter Weise das eigene Selbst. Egoismus ist nicht nur „Sünde“, sondern die größte Dummheit.

Apropos Sünde: an dieser Stelle ist der Hinweis angebracht, dass André Comte-Sponville sich ausdrücklich vom Christentum und seiner Tradition absetzt. Er hat geradezu das Bedürfnis, sich von der Kirche zu distanzieren und versteigt sich im Toleranz-Kapitel sogar zu einem Vergleich von Stalin, Hitler und Johannes Paul II. Für Lutheraner wäre das vielleicht früher einmal akzeptabel gewesen, sah man doch im römischen Papst den Antichristen. Aber Johannes Paul II. dürfte bei allen Vorbehalten gegen das Amt über allen Zweifel an seinem sittlichen Ernst erhaben sein. Natürlich gibt es nochmals eine Differenz zwischen Wollen und Können. Gut gemeint ist nicht gekonnt. Aber den Willen zur Verkündigung der Wahrheit oder schlicht Missionspläne haben doch nichts zu tun mit Fanatismus und Intoleranz. Weder passt also der Vergleich der Personen noch der der Institutionen. Und was den Wahrheitsanspruch der Christen angeht: die Frage der Toleranz stellt sich ja erst, wenn wir etwas für wahr halten. Wer sagt, nichts Genaues wisse man nicht und könne es auch niemals wissen, der braucht nicht tolerant zu sein, weil er sich ja von der Wahrheitsfrage dispensiert. Toleranz heißt doch: ich akzeptiere Dich und Deine Meinung, obwohl Du ein Schlawiner bist und obwohl ich meine, dass was Du denkst, Unsinn ist.

Comte-Sponville jedenfalls sagt, er sei agnostischer Humanist. Von der Religiosität habe er aufgrund negativer Erfahrungen ins Offene der Philosophie gewechselt. Für mich ist er allerdings ein exemplarischer Fall eines anonym religiösen Menschen. Denn wer aus Liebe zur Wahrheit und aus Wahrhaftigkeit Ansprüche vermeintlichen Wahrheitsbeitzes zurückweist, gehört doch zu denen, über die Simone Weil einmal gesagt hat, dass sie Christus sofort in die Arme fielen, wenn er Ihnen als die Wahrheit offenbar werde: Bevor der Logos Christus war, ist er die Wahrheit. Deshalb liebt, wer die Wahrheit liebt, implizit auch immer Christus – auch wenn er das so nicht sehen mag.

So viel nur zum Thema Liebe. Interessant ist, dass Sponville für die Tugenden insgesamt die Mitte reserviert, die Mitte nämlich zwischen der Höflichkeit, die noch keine Tugend ist, und der Liebe, die mehr ist als bloß Tugend. Denn wie gesagt,

Tugend kommt zum Zug im Kontext mangelnder Liebe. Die 18 Kapitel des Buches handeln also nicht von 18, sondern von 16 Tugenden im engeren Sinn.

Es sind im einzelnen:

- |               |                    |                     |
|---------------|--------------------|---------------------|
| (1) Treue     | (2) Klugheit       | (3) Mäßigung        |
| (4) Mut       | (5) Gerechtigkeit  | (6) Großherzigkeit  |
| (7) Mitleid   | (8) Barmherzigkeit | (9) Dankbarkeit     |
| (10) Demut    | (11) Einfachheit   | (12) Toleranz       |
| (13) Reinheit | (14) Sanftmut      | (15) Aufrichtigkeit |
| (16) Humor    |                    |                     |

Das umfangreichste Kapitel, das gar nicht die Tugend im engeren Sinn betrifft, ist das dreigeteilte große und großartig geschriebene Kapitel über die Liebe als Eros, Philia und Agape (S. 261-340, ein knappes Viertel des Buches.)

Erwähnenswert, dass Comte-Sponville darauf hinweist: Keine Tugend ist ein Wert an sich (Ausnahme: die Gerechtigkeit). Absolute Tugend endet im Terror oder im Wahnsinn. Die Toleranz hat ihre Grenzen. Ebenso ambivalent ist der Mut, denn er kann auch zum Schlimmsten dienen. Oder: Aufrichtigkeit heißt nicht, alles sagen zu müssen. Nicht jede Lüge ist verwerflich. Viele mögen bei dieser Komplexität abwinken, das ist ihnen zu unübersichtlich. Comte-Sponville hilft mit vernünftigen, "unverkrampften" Besinnungen.

Gibt es einen Aufbau in dem Buch? Oder ist die Reihenfolge beliebig? Im Vorwort gibt der Autor den Wink, sicher sei die Reihenfolge nicht zufällig, aber eher seien es doch intuitive, pädagogische oder ästhetische Gesichtspunkte, die ihn bei der Anordnung geleitet hätten, bestimmt aber kein systematisch zwingender Gang. Der Systemgedanke ist ihm suspekt. Er sucht Lebensnähe und vermeidet das Spekulative. Aber er zitiert aus der reichen Tradition der Philosophie. Auch ich möchte gerne etwas vom Stil Comte-Sponvilles hörbar werden lassen und hier eine Passage zitieren:

*„Wie immer habe ich viel zitiert, zu viel. ... Der tiefere Grund ist der, dass ich nicht den Anschein erwecken wollte, ich hätte erfunden, was mir die Tradition bot, wenn ich sie lediglich wiedergab. Nicht, dass ich in diesem Buch nichts Eigenes sagen würde, im Gegenteil! Doch man besitzt immer nur, was man erhalten und verarbeitet hat, was man durch andere und gegen sie geworden ist. Ein Buch über die Tugenden würde sich lächerlich machen, wollte es Originalität oder Neuheit beanspruchen. Im übrigen bedeutet es mehr Mut und Verdienst, sich mit den Meistern auf ihrem Terrain auseinanderzusetzen, als jedem Vergleich aus dem Weg zu gehen, nur weil man unbedingt Neues bieten will. Schon vor zweieinhalbtausend Jahren oder noch früher haben die besten Köpfe über die Tugenden nachgedacht. Auf meine Weise, mit meinen Möglichkeiten und mich soviel wie nötig auf sie stützend, wollte ich lediglich ihre Suche fortführen. Manche werden das Vorhaben größenwahnsinnig oder naiv finden. Der zweite Vorwurf ist für mich ein Kompliment. Der erste ist, fürchte ich, ein Widersinn. Über die Tugenden zu schreiben bedeutet im Gegenteil, ständig mit seinem Narzissmus in Konflikt zu geraten, weil es einen fortwährend und sehr drastisch auf die eigene Unzulänglichkeit hinweist. Jede Tugend ist ein Gipfel zwischen zwei Lastern, ein Grat zwischen zwei Abgründen: der Mut zwischen Feigheit und Tollkühnheit, die Würde zwischen Gefälligkeit und Egoismus, die Sanftmut zwischen Zorn und Apathie... Aber wer kann immer auf dem Gipfel leben? Denken über die Tugenden ist Bewusstmachen der Entfernung von ihnen. Denken über ihre Vorzüge ist Denken über unsere Unzulänglichkeit oder unsere Erbärmlichkeit. Es ist ein erster Schritt, und wohl der einzige, den man von einem Buch erwarten kann. Der Rest ist zu leben, und ein Buch ist niemals ein Ersatz dafür. Das bedeutet nicht, dass es immer wertlos oder moralisch bedeutungslos sei. Das Nachdenken über die Tugenden macht nicht tugendhaft, jedenfalls ist bloßes Nachdenken immer ungenügend. Es fördert allerdings eine Tugend, nämlich die Demut: die intellektuelle Demut durch das überreiche Material der Tradition und die eigentlich moralische Demut durch die Einsicht, dass uns fast alle diese Tugenden fast immer fehlen, und dass man sich gleichwohl mit ihrem Fehlen nicht abfinden und sich von der Verantwortung für ihre Schwäche, die die unsere ist, nicht freisprechen darf.“*

Tugend ist Menschlichkeitskraft und die Antwort auf unsere Schwäche. Vielleicht liegt hierin ein Schlüssel für eine geheime und dennoch vorhandene Struktur. Überhaupt, das nur am Rand gesagt, besticht das Buch durch seine große

Sympathie. Es spricht eine leidempfindlichen Vernunft, sozusagen ein Schuss Schopenhauer und östliche Tradition, die durchaus mit Spinoza kompatibel ist. Man fängt schon bei der Lektüre des Vorworts an, den Autor dafür zu mögen. Adorno sagte einmal, Liebe sei gegeben, wenn man schwach sein dürfe, ohne Stärke zu provozieren. Unser Autor holt den schwachen Menschen ab, ohne dabei mit intellektuellen oder gar moralischen Muskeln zu spielen. Er verabreicht eher homöopathische Dosen, jedenfalls keine mit Moralinsäure gefüllte Spritzen.

Ich muss bald schließen. Zum Schluss fragen Sie vielleicht, worin ich die besondere Stärke dieses Buches sehe. Ich gebe darauf gerne noch eine doppelte Antwort. Ich möchte erstens sagen, warum die unzeitgemäßen Betrachtungen so aktuell sind, in dem ich zugleich grundsätzlich zur Wiederbelebung der Tugendlehre gratuliere. Zweitens fragen Sie vielleicht nach einem besonderen Kapitel im Buch selbst.

Dass heute Tugenden, dass Haltungsbilder und damit Vorbilder vorgestellt werden, ist vielleicht die Reaktion darauf, dass offenbar nicht das Wissen unser Problem ist, sondern die Anwendung. Gelebte Tugenden stehen weitgehend im Gegensatz zur Lebenswirklichkeit der modernen Industriegesellschaften. Sanftmut beispielsweise, von den Griechen als Synonym für Zivilisation und als Gegensatz zur Barbarei definiert, ist in unserer Ellenbogengesellschaft als Passivität verschrien. Für den gnadenlosen Wettbewerb einer globalisierten Wirtschaft scheint die ehrwürdige Tugendlehre aus zweieinhalb Jahrtausenden keine Relevanz mehr zu haben. Dieses Missverständnis bereinigt das Buch. Eine Rezension sagt: „In einem ausgewogenen Verhältnis der Teile zueinander, einer heiteren Balance von Individualität, Nonkonformismus, Menschenliebe und Gemeinschaftsgefühl gelingt es, den Lesern Lust zu machen auf so verstandene Menschlichkeit.“ Dem stimme ich voll zu. Die Stärke des Buches ist die Anschaulichkeit, sowohl der Sprache, trotz vieler paradoxer Formulierungen und unerwarteter Wendungen. Die noch größere Stärke ist, Haltungsbilder vor Augen zu stellen. Sie sind für moralisches Lernen geeignet. Hier werden immer wieder neue Möglichkeiten sichtbar, die emotional zu dem

Eindruck führen, nichts zu müssen, aber viel zu dürfen; und das es schön wäre, es zu können, wovon hier die Rede ist.

Schließlich die zweite ganz persönliche Anmerkung. Wo sehe ich einen Höhepunkt? Mein liebstes Kapitel, wenngleich nicht das wichtigste, handelt vom Humor. Hier löchert unser Autor die eigene Grundannahme, Tugend sei Kraft. Denn vom Humor leitet man keine Handlungen ab. Humor zu haben ist eine Eigenschaft des Menschen, viel eher etwas passivisches denn aktivisches, eine Art Imprägnierung gegen die Verzweiflung, zumindest gegen den tierischen Ernst. Ernst ist zu sehr selbstbezogen. Sie erinnern sich an den Diskussionspunkt, ob Tugend auf das Sein des Menschen oder auf Handlungstypen bezogen werden sollte. Der Humor tut nichts, aber er nimmt alles auf die richtige Weise an. Ich komme gleich noch einmal darauf.

Allein schon dass der Humor als Tugend eingeführt wird, ist erfreulich. Erfreulich auch seine Darstellung mit schönen Beispielen, die wie eine Hommage an Woody Allen klingen, den philosophischsten Komiker und Humoristen. Das Kapitel ist geistreich, liebenswürdig. Aber gibt es nicht Wichtigeres?

Würde man sich an die abendländische Tradition halten, so wählt man aus den vier Kardinaltugenden oder den drei theologalen, Glaube, Hoffnung und Liebe. Ich möchte, das ist jetzt ganz subjektiv, die Dankbarkeit herausgreifen. Da zeigt sich übrigens auch der ganze Einfluss der Tradition, von der Comte-Sponville lebt: Epikur, die Stoiker, allen voran Seneca, Pascal und Spinoza und die großen Moralisten wie Montaigne und Rousseau, von den neueren Alain und seiner Lehrer Jankélévitch. Sie alle scheinen hier durch.

Sie kennen vielleicht das Lied „Danke“, in dem gedankt wird auch noch einmal oder vor allem dafür, dass man danken kann. Dankbarkeit spiegelt die Fähigkeit, sich beschenken lassen zu können und dabei noch glücklich zu sein. Der dankbare Mensch ist groß und klein, klein, weil er sieht, was er alles von woanders her

bekommen hat, groß, weil er diese Abhängigkeit nicht fürchtet. Großherzigkeit bestimmt der Philosoph als Freude am Schenken. Wie großherzig ist der Dankbare, der sich auch noch am Geschenk freut und so die Quelle der Freude des Großherzigen ist. Dankbarkeit gibt nichts und doch alles. Dankbarkeit ist durch und durch dialogisch, der Inbegriff des Retours. Sie ist selbstloser Selbstbesitz.

Vorher sagte ich: Der Humor tut nichts, aber er nimmt alles auf die richtige Weise an. Gemeint war alles mögliche einzelne, für den Moment. Dankbarkeit bezieht sich schließlich auf das Ganze schlechthin. Noch einmal eine längere Passage von Comte-Sponville, der das letzte Wort haben soll:

*„Die Dankbarkeit freut sich über das, was war oder ist: Sie ist also das Gegenteil des Bedauerns oder Nachtrauerns (das über eine Vergangenheit klagt, die nicht war oder nicht mehr ist), auch das Gegenteil der Hoffnung und der Angst, die beide eine Zukunft wünschen oder befürchten (wünschen und befürchten!), die noch nicht ist und vielleicht nie sein wird, sie aber dennoch durch ihre Abwesenheit quält... Dankbarkeit gegen Bekümmertheit. Freude über das, was ist oder war, gegen die Angst vor dem, was sein könnte. «Das Leben der Unvernünftigen ist undankbar und ängstlich», sagt Epikur. «Es ist ganz auf die Zukunft ausgerichtet.» Deshalb verpassen sie das Leben, sie können nie satt, nie zufrieden, nie glücklich sein: Sie leben nicht, sie schicken sich an zu leben, wie Seneca sagt, sie hoffen zu leben, wie Pascal sagt, dann trauern sie dem nach, was sie erlebt oder, häufiger noch, nicht erlebt haben... Die Vergangenheit fehlt ihnen ebenso wie die Zukunft. Der Weise hingegen freut sich, dass er lebt, aber auch, dass er gelebt hat. Die Dankbarkeit (charis) ist Freude des Gedächtnisses, Liebe der Vergangenheit - nicht Schmerz, dass etwas nicht mehr ist, nicht Bedauern, dass etwas nicht war, sondern freudiges Erinnern an das, was gewesen ist. Sie ist die wiedergefundene Zeit, wenn man so will («im dankbaren Genug des Guten, das die Vergangenheit ihm schenkte», sagt Epikur), und man versteht, dass durch sie der Gedanke an den Tod keine Rolle mehr spielt (Proust), weil das, was wir erlebt haben, uns selbst vom Tod, der uns nimmt, nicht genommen werden kann: Es ist unvergänglicher Besitz, nicht, weil man nicht vergänglich wäre, sondern weil der Tod nicht ungeschehen machen kann, was man erlebt, was man definitiv erlebt hat. Der Tod wird uns nur die Zukunft nehmen, die nicht ist. Die Dankbarkeit befreit uns von ihr durch das freudige Wissen dessen, was war. Die*

*Dankbarkeit ist Erkenntnis (während die Hoffnung nur Einbildung ist) - darum reicht sie an die Wahrheit heran, die ewig ist und in ihr wohnt. Dankbarkeit: Genuss der Ewigkeit.*

*Das kann uns die Vergangenheit nicht zurückgeben, wird man gegen Epikur einwenden, auch das Verlorene nicht... Sicherlich, wer könnte es zurückgeben? Dankbarkeit hebt die Trauer nicht auf; aber sie vollendet sie: «Das Unglück muss man heilen durch die freudige Erinnerung an das Verlorene und durch die Erkenntnis, daß es nicht möglich ist, das Geschehene ungeschehen zu machen». Könnte man die Trauerarbeit schöner umschreiben? Wir sollen annehmen, was ist, also auch, was nicht mehr ist, und es so lieben, wie es ist, in seiner Wahrheit, in seiner Ewigkeit: es geht um den Schritt vom entsetzlichen Schmerz des Verlustes zur Sanftheit der Erinnerung, von der zu leistenden Trauer zur vollbrachten Trauer («zur dankbaren Erinnerung an das Verlorene»), vom Trennungsschmerz zur Annahme, vom Leid zur Freude, von der aufgewühlten Liebe zur gelassenen Liebe. «Sanft ist die Erinnerung an den verstorbenen Freund», sagte Epikur: Die Dankbarkeit ist diese Sanftheit selbst, wenn sie freudig wird. Zunächst ist der Schmerz das Stärkere: «Entsetzlich, er ist tot!» Wir können uns nicht damit abfinden. Darum ist Trauerarbeit nötig, darum ist sie schwierig, darum ist sie schmerzhaft. Aber die Freude kommt wieder: «Wie gut, daß er gelebt hat!» Trauerarbeit: Dankesarbeit.“ (162 f.)*

Mir bleibt nur noch, Ihnen für das Zuhören zu danken und Herrn Füller, mir ein so schönes Thema aufgegeben zu haben: Danke!

[Das Buch: André Comte-Sponville, Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben - Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte. 1996/1998 Rowohlt Hamburg-Reinbek 8.90 €, ISBN 3-499-60524-4, 392 Seiten]